

Missionsgeographischer Teil.

Das Volk der Süd-Sakalava.

Nach den Forschungen der norwegischen Missionare L. Roestvig und A. Walen
bearbeitet von G. Kurze.

III. Gottesanbetung. Ahnenverehrung. Zauberdoktoren. Opferfeste. Bestattungsfeierlichkeiten.

Die Sakalava glauben an einen persönlichen Gott, den sie sich im Himmel wohnend denken und mit dem Namen *Andrianangahari* (Andria-Fürst; *ngahari* = erzeugen, nähren, erhalten) bezeichnen. Fragt man einen Sakalava, wer die Welt erschaffen habe, so lautet bei Groß und Klein gleichmäßig die Antwort: Gott. Derselbe gilt als der allmächtige Herrscher des Himmels und zugleich als ein Geist, welchen man nicht bildlich darstellen kann. Die Sternenwelt und alles, was über, auf und unter der Erde existiert, ist seiner Hände Werk. Wie alles Lebendige ihm das Dasein verdankt, so scheint die Sonne, fällt der Regen, wächst das Gras, und vermehren sich Menschen und Tiere auch nur kraft seines allmächtigen Schöpferwillens. Gottes vornehmstes Geschöpf ist der Mensch, welcher an und für sich ein gebrechliches, abhängiges Wesen ist; derselbe kann sich nicht von der Stelle bewegen, nicht eine Hand in die Höhe heben, mit einem Wort, er vermag nichts, wenn Gott seine Hand von ihm abzieht. Wohl hat er in die Natur hinein die Kraft der Verjüngung und Erneuerung gelegt, an welche er ununterbrochen seine Wirksamkeit anknüpft, aber muß doch stets allgegenwärtig sein, wenn das Leben in dieser Welt nicht ersterben soll. Im entgegengesetzten Falle würde alles dem sicheren Untergange geweiht sein. Der Mensch hat seine Seele, seine Glieder, sein Leben von Gott empfangen, Speise und Trank, durch welche er sein Leben fristet, hat aber nur insofern Nährwert, als Gott seinen Segen darauf legt. Der Mensch ist gesund und frisch, solange Gott will; in gleicher Weise ist es Gott, der Krankheit und Tod sendet. Er ist der Herr der

Welt, der mächtigste und schrecklichste Richter über alles, was auf Erden lebet. Dem König sowohl, als dem geringsten Sklaven weist er seinen Platz in dieser Welt an. Wenn Gott redet, muß der Mensch und mit ihm die ganze Natur stillschweigen, „das Haupt verhüllen und ruhig warten“.

Der Sakalava zieht aus dem Glauben an Gottes Allmacht die äußersten Konsequenzen. Da giebt es nichts in der Welt, was nicht eine direkte oder indirekte Wirkung des göttlichen Willens wäre. Auch die Sünde ist sein Werk, wie alles andere. Es giebt Zauberer, Diebe, Räuber, Mörder und andere Übelthäter nur infolge göttlicher Anordnung. Gott lenkt die Neigung des Menschen zum Guten oder Bösen in der Richtung, die ihm beliebt; und so wird der Mensch nach dem Glauben der Sakalava ein Wesen ohne eigenen Willen und Selbstbestimmung, obschon die Sakalava sich sträuben, dies einzugehen, wenn man sie darauf aufmerksam macht; sie heben vielmehr dann die selbstbestimmende Persönlichkeit des Menschen innerhalb der von Gott gezogenen Grenzen hervor.

Gott gilt den Sakalava als ein Despot im strengsten Sinne des Wortes, auf dessen Entschlüssen kein Mensch den geringsten Einfluß auszuüben vermag. Oft hört man Äußerungen, wie: „Wir sind Gottes Sklaven!“ Andere, welche vom Glück begünstigt werden, nennt der Sakalava „Gottes Lieblinge“, und von den Reichen, besonders von Europäern, sagt er: „Sie sind Gottes Kinder!“ Gott als Vater anzurufen ist dabei dem Sakalava ein ganz fernliegender Gedanke. Sich in irgend einer Form an den lebendigen Gott im Himmel zu wenden, wird gerade so angesehen, als wenn ein gewöhnlicher Sterblicher den Umgang eines mächtigen Königs suchen wollte. Die verschiedenen Beinamen, welche Andrianangahari hat, sind: Andriamisaka (der Fürst, welcher den Weg versperrt, d. h. große Not vom Menschen abwehrt), Andriamandrèsi (der Fürst, welcher die Feinde überwindet), Andriamangitse (der Fürst des Wohleruches, welcher Glück und Wohlergehen beschert). Alle diese und eine Menge anderer Benennungen haben zur Voraussetzung, daß Gott ein einiger Gott ist. Vielgötterei gilt für den Gedankenkreis der Sakalava als ein Selbstwiderspruch. Er ist von Ewigkeit her und bleibt Gott in alle Ewigkeit; er steht außerhalb der Schranken der Zeit und des Raumes; er ist allwissend; er sieht alle Dinge auf Erden, und Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft ist vor seinen Augen gleichmäßig erschlossen.

Dieses göttliche Wesen ist in den Augen der Sakalava ein kalter, unzugänglicher Herrscher, dessen Willen und Gebot ein Mensch nicht näher zu erforschen vermag. Von Mitleid oder Liebe gegenüber seinen Geschöpfen kann bei ihm keine Rede sein. Wenn er sich dazu herabläßt, sich etwas mit dem Anliegen des Einzelnen zu befassen, so thut er dies aus ganz anderen Beweggründen als etwa aus Liebe zu dem Menschen als solchem. Man redet wohl oft von Gottes Güte, aber es knüpfen sich ganz besondere Vorstellungen an diesen Ausdruck. Man legt nämlich an Gott dabei den Maßstab

eines Sakalavakönigs an. Ein solcher gilt ja für die Fernestehenden auch zunächst als ein fürchterlicher Herrscher, dem man möglichst ausweicht, während er, im Grunde genommen, ganz gemächlich ist; denn als König muß er sich auf guten Fuß zu seinen Unterthanen stellen, um Vorteil und Genuß von denselben zu haben; er bekümmert sich daher absolut nicht um Verbrechen, die in seinem Lande verübt werden, wenn nicht andere, etwa Häuptlinge, den schlechten Elementen etwas genauer auf die Finger sähen. In ähnlichem Sinne ist der Ausdruck „Gottes Güte“ zu verstehen. Er ist gut, solange alles nach Wunsch und Behagen geht, wenn er alles, was der Mensch vornimmt, glücken läßt. Man redet wohl auch von Gottes Gerechtigkeit, seine Urteile gelten als gerecht insofern, als er der Selbstherrscher ist, dem kein Verständiger zu widersprechen wagt. Wie sich Gott zu dem Einzelnen stellen will, hängt ganz von seiner Laune ab. Manchmal will es dem Sakalava vorkommen, als finde Gott ein besonderes Behagen daran, die Menschen ohne Ursache zu plagen und zu verderben. Die Lebensphilosophie der Sakalava rät in solchem Falle, sich resigniert ins Unvermeidliche zu fügen und unbekümmert in den Tag hineinzuleben; denn ein ernstliches Nachdenken über solche unbegreifliche Vorgänge raube dem Leben seinen Reiz.

Diesen religiösen Anschauungen zufolge ist jeder Verkehr zwischen Gott und Menschen von vornherein unmöglich. Aber das menschliche Bedürfnis nach Gemeinschaft mit Gott kann auch ein Sakalava nicht verleugnen oder unterdrücken. Da der Sakalava eine Gebetsgemeinschaft mit Gott nicht kennt, so muß er sich eine Möglichkeit schaffen, ihm mit seinen Anliegen zu nahen, mit andern Worten, er muß sich nach Mittlern zwischen Gott und Menschen umsehen. Die Rolle übernehmen in den Augen der Sakalava die verstorbenen Vorfahren. Diese gelten allerdings nicht als Gottheiten; um ihre Stellung im Glauben der Sakalava klarer darlegen zu können, müssen wir zunächst die Anschauungen der Sakalava betreffs des Lebens nach dem Tode etwas näher darlegen.

Beim Tode trennt sich das „Lebenselement“ vom Leibe, welcher im Grabe vermodert, und fährt ins Jenseits hinüber, um dort zu bleiben. Fragt man den einfachen Mann des Volkes nach dem Aufenthaltsorte der Toten, so giebt er wohl zur Antwort, daß er unmöglich etwas darüber wissen könne, denn es sei niemand von dort mit sicherer Nachricht zurückgekehrt. Ältere Leute und „weise“ Männer dagegen pflegen zu antworten, daß die Toten bei Gott weilen und gewissermaßen an Gottes Natur und Wesen teilhaben, dabei aber allzeit ihm unterthan sind. Einmal sprach sich ein Sakalava dem Missionar Roestvig gegenüber dahin aus: „Die Toten sind Geister wie Gott; daher stehen sie ihm so nahe und haben Umgang mit ihm; sie können auch auf seinen Willen einwirken, während wir Menschen mit unsern Gliedern dies nicht vermögen.“

Das Leben im Jenseits ist jedoch nicht derart, daß sich die Sakalava danach sehnten; denn ein Zustand ohne Leiblichkeit schließt für sie jeden Genuß aus. Daher fürchtet sich der Sakalava vor dem

Tode, und man kann hin und wieder Äußerungen vernehmen, wie: „In der Geisterwelt drüben muß es trübe und traurig zugehen; dort giebt es nur ein Schattenleben, vor dem es uns bangt.“ Die Vorstellungen über das Leben nach dem Tode sind also etwas unklar und nebelhaft; das einzige, was allgemein angenommen wird, ist eine Fortdauer des geistigen Teiles des Menschen in Gottes Nähe, freilich ohne Freude und Genuß, da der Leib, der Träger des Genusses, im Grabe verbleibt.

Vielerlei Anzeichen zufolge sind die Sakalava des Glaubens, daß die Toten untereinander dieselbe Stellung einnehmen, welche sie hier auf Erden bekleideten. Ein König behält demnach auch nach seinem Tode diese Würde bei. Daher schreibt sich auch der Gebrauch, beim Ableben von Sakalavakönigen eine seiner Frauen, einen Häuptling und ein paar Leute aus dem Volke zu töten, damit sie ihm im Jenseits als Freunde und Diener zur Seite stehen. Man sagt auch, daß sich nach dem Tode die verschiedenen Familien wieder zusammenfinden; indes pflegen die Sakalava in bezug auf derartige Einzelheiten sehr wortkarg zu sein. Die Toten bewahren alle ihre Eigenschaften und Gelüste; aber in ihrem schattenhaften Zustande können sie dieselben nur sehr unvollkommen befriedigen. Sie kennen ihre Hinterbliebenen und wissen, wie es unter denselben zugeht, ob sie den alten Sitten und Gebräuchen nachleben oder nicht. Auch sind sie darüber genau orientiert, ob man ihnen die geforderte Ehre und Achtung erweist. Sie genießen die Opfer, welche ihnen von gewissenhaften Kindern und Anverwandten dargebracht werden, hören deren Gebete und sind in der Lage, denselben auf vielfache, wenn auch geheimnisvolle Weise zu helfen. Für Freude und Leid, Wohlbehagen und Erbitterung sind sie gleichmäßig zugänglich. Sie haben ferner die Macht, Glück und Segen ihren folgsamen und frommen Hinterbliebenen zu spenden, dagegen über die Schlechten und Widerspenstigen Unglück und Verderben zu bringen. Will man nähere Auskunft über diesen Punkt von den Sakalava haben, so muß man sich zumeist mit der Antwort begnügen: „Die Toten stehen Gott so nahe, daß sie ihre Wünsche von ihm erfüllt bekommen. Er ist es, der ihnen die Fähigkeit und Macht verleiht, ihre Hinterbliebenen auf Erden zu überwachen.“

Bei derartigen Anschauungen ist es leicht verständlich, wie die Sakalava dazu kommen, ihre Vorfahren zu einer Art von göttlichen Wesen oder zu Mittlern zwischen dem allmächtigen Gott und sich selbst zu machen. Sie wenden sich daher in den meisten Fällen mit ihren Opfern und Gebeten an die „Väter“ (Raza). Ohne sich näher Rechenschaft darüber zu geben, überlassen sie es den „Vätern“, ihre Sache bei Gott ins Reine zu bringen; denn Gott steht nach dem Glauben der meisten Sakalava zu hoch über ihnen, als daß sie sich ohne Mittelspersonen direkt an ihn zu wenden getrauten. Jedoch hat Gott Gefallen an dem Opfer und atmet den Rauch desselben mit Behagen ein. Daher schreibt sich auch Gottes Beiname Andriamängitse, „der Fürst des Wohlgeruches“. In der äußersten Not kann

es allerdings vorkommen, daß ein Sakalava sein Gebet und Opfer direkt an den einen wahren und lebendigen Gott ohne Vermittelung der „Väter“ richtet; indes die meisten Opfer und Gebete werden doch den letzteren dargebracht, mit welchen sie in ununterbrochener Gemeinschaft zu stehen glauben und denen sie ihr Zutrauen schenken.

Diese Gemeinschaft kann für den Einzelnen freilich bisweilen auch sehr unbequem werden. Die Toten erscheinen nämlich den Ihren zur Nachtzeit öfters im Traume und teilen ihnen ihre Wünsche, ihr Mißfallen u. s. w. mit. In dieser Beziehung ist mancher Sakalava recht schlimm daran; denn er fürchtet sich vor nichts so sehr, als die Toten zu sehen oder reden zu hören; schon das kann ihn in Schrecken setzen, wenn jemand im Gespräche ein Wort gebraucht, das Ähnlichkeit mit dem Namen eines Verstorbenen hat. Diese nächtlichen Gäste werden „Lölo“, Leichen, genannt, weil sie dem Träumenden mit ihrem irdischen Leibe bekleidet erscheinen, während man sonst für die Toten den Ausdruck „Raza“ (Großvater, Vorfahren) gebraucht. Bisweilen sagt ein Sakalava, der zur Nachtzeit ein solches Traumgesicht gehabt hat: „Mein Vater, meine Mutter, meine Schwester u. s. w. kam zu mir.“ Selbst wenn die Toten während ihres nächtlichen Besuches sich ganz stumm verhalten, gilt es dem Sakalava als ausgemacht, daß sie irgend etwas haben oder vor einer Gefahr warnen wollen. Bisweilen hält so ein Vater oder eine Mutter im Traumgesicht ihrem ungeratenen Kinde eine scharfe Bußpredigt derart: „Du hast mich im Glücke, welches du mir verdankst, vergessen; du thust dir eine Güte an Fleisch und Branntwein ohne mir etwas davon zu geben; du bist gleichgültig gegenüber meinen Geboten und hast Gewohnheiten angenommen, welche ich hasse. Ich werde dich töten!“ Dem, welcher eine solche Zurechtweisung erhält, ist es frühmorgens beim Aufwachen sehr schwer ums Herz, und er sucht eilig nach einem Retter in seiner Not. Die gewöhnliche Zuflucht in solchen Fällen bildet das Sikili und das Opfer.

Hier mag zunächst eine kurze Beschreibung des Sikili folgen; letzteres ist ein Wahrsageapparat, dem man die Eigenschaft zuspricht, Geheimnisse zu enthüllen und dem Befrager von allem, was ihm zu wissen nützlich und notwendig ist, Kunde zu geben. Der Apparat an und für sich ist sehr einfach, insofern er nur aus einer Anzahl kleiner runder Bohnen besteht, welche die Frucht eines Baumes bilden. Ist ein junger Mann, welcher zu einem Zauberer oder Wahrsager (Mpsikili) in die Lehre geht, so weit in die Geheimnisse seines Faches eingedrungen, daß er an eine eigene Praxis denken kann, so schickt ihn sein Lehrmeister in den Wald mit dem Auftrage, Sikili, d. h. kleine, rundliche, etwas flachgedrückte Bohnen von einem gewissen Baume zu holen. Ist er in die Nähe eines solchen gelangt, so wirft er seinen Speer nach dem Stamme des Baumes. Trifft er ihn, so ist dies der rechte Baum; verfehlt er ihn aber, so muß er auf die Suche nach einem andern gehen und dieselbe Probe so lange wiederholen, bis der Speer im Stamme haftet. Die Bohnen werden nun von dem Meister geweiht und gesegnet, und damit ist das Sikili

wirksam geworden. Nun gilt es, dasselbe nach allen Regeln der Kunst zu gebrauchen. Der Mpsikili oder Wahrsager läßt sich mit geheimnisvoller Miene auf einer Strohmatte nieder und legt die kleine Tasche, welche er an einem über die Schulter geschlungenen Bande unter dem Arme trug, vor sich hin; alsdann schüttet er aus der Tasche die kleinen Bohnen auf die Matte und ordnet dieselben nach gewissen Regeln, von deren genauer Befolgung die rechte Wirkung des Apparates abhängt. In schwierigen, besonders ernstern Krankheitsfällen machen sich gleichzeitig wohl drei Mpsikili an den Bohnen zu schaffen, um sicher zu sein, daß alles richtig zugeht. Einer zählt die Bohnen auf der Matte, der andere liest sie und der dritte deutet die etwas kurze und dunkle Antwort, welche der Apparat auf die an ihn gestellten Fragen erteilt. Das Sikili ist nach dem festen Glauben des Volkes unfehlbar in seinen Aussprüchen oder Weisungen, Der, welcher es in rechter Weise gebraucht, wird nie über etwas im Unklaren sein. „Das Sikili ist unser Buch“, sagt der Sakalava selbstbewußt und hält dasselbe für weiser als das „Buch der Europäer“, welches die Zukunft nicht zu enthüllen und keine Antwort darauf zu geben vermag, was dem Einzelnen widerfahren wird.

Will jemand eine Reise oder etwas anderes vornehmen, was außerhalb seines gewöhnlichen Gesichtskreises liegt, so muß das Sikili Auskunft erteilen, ob die Reise glücklich ablaufen wird, und im entgegengesetzten Falle, wenn dem Sakalava unterwegs Gefahren drohen sollten, ihn warnen. Das Sikili giebt auch Auskunft, wenn ein erwartetes Schiff ankommen wird; europäische Händler, welche die Kenntnisse des Apparates in diesem Stücke auf die Probe stellen wollten, erhielten einen sehr unbestimmten Bescheid, etwa derart, wenn das Schiff nicht an einem bestimmten Tage komme, so werde es innerhalb so und so langer Zeit eintreffen. In einem andern Falle stellte Missionar Roestvig das Sikili auf eine harte Probe, als die Bewohner der Hafenstadt Morondava von Kriegsgerüchten beunruhigt wurden. Es galt nämlich, herauszubekommen, wann der Feind die Stadt zu überfallen gedachte, und für das Sikili mußte das natürlich eine leichte Sache sein. Roestvig achtete genau auf die Auszählung der Bohnen und erhielt von dem Wahrsager die lakonische Antwort: „Wenn der Feind nicht morgen früh kommt, so wird er in diesem Monat überhaupt keinen Angriff unternehmen.“ Diesen Bescheid hätte der Mpsikili freilich auch ohne Befragung seines Apparates geben können, weil infolge alter Gebräuche der Sakalavakönig, welcher mit seinem Heere im Anmarsch war, nur an bestimmten Tagen im Monat zum Angriff vorgehen konnte. Ein andermal hatte der genannte norwegische Missionar auch Gelegenheit, die Unwissenheit des Sikili darzuthun, als er zu einem totkranken Mädchen gerufen wurde. In solchen Fällen pflegt man vor allem den Apparat zu Rate zu ziehen. Eine Menge Menschen saßen um den Wahrsager herum und warteten voller Spannung auf seinen Ausspruch. Als Roestvig nun direkt frug: „Was sagt das Sikili über die Kranke?“ — erhielt

er zur Antwort: „Es sagt, daß sie stirbt.“ Aber einige Tage darauf besserte sich der Zustand des Mädchens, und sie lebt noch heutigen Tages. Als Roestvig später die Rede darauf brachte, wie doch das Sikili sich gründlich irren könne, redeten sich die Sakalava mit der Behauptung heraus, daß der, welcher den Apparat befragt habe, sich noch nicht recht auf die Sache verstanden hätte. Das Sikili war also an dem Irrtum unschuldig.

Ein Mpsikili ist ein angesehenener und von seinen Landsleuten viel überlaufener Mann. Übrigens versteht sich jeder Sakalava, der als „gebildet“ gelten will, ein wenig auf das Befragen des Sikili, aber nur wenige sind Wahrsager von Beruf, und nur die letzteren genießen Zutrauen und Ansehen. Nach Sakalavabegriffen ist es ein sehr lohnendes Geschäft, und zwar um so mehr, als das Sikili sein Honorar selbst bestimmt, so daß der Mpsikili mit der Geldfrage selbst nichts zu thun hat. Erst wenn die Bezahlung erfolgt ist, läßt sich der Sikili als Orakel gebrauchen. Als Missionar Roestvig einmal einen Mpsikili unter vier Augen frug, ob er nicht selber einen durchschlagenden Einfluß auf die Honorarforderung des Sikili habe, antwortete derselbe, er wolle es nicht leugnen, aber man dürfte nichts davon verlauten lassen; in ernsten und kritischen Fällen müsse man sich wohl davor hüten, einen persönlichen Druck auf den Sikili auszuüben, damit die Sache selbst nicht darunter leide. Es wird also um des Gewinnes willen eine abgefeimte Betrügerei mit dem allmächtigen Sikili getrieben. Indes darf man deswegen noch nicht sämtliche Wahrsager für Betrüger erklären, die selbst nicht an die Wirksamkeit des Sikili glauben. Warum würden sie dann selbst in Krankheitsfällen bei ihm Hilfe suchen und in kritischen Lagen noch einige Genossen mit hinzuziehen, um die Auskunft des Sikili zu deuten?

Zu dem Sikili nimmt der Sakalava in den verschiedensten Fällen, vor allem aber in Krankheiten seine Zuflucht. Man geht dabei stets von der Voraussetzung aus, daß die Krankheit nicht in dem Leibe des Patienten, sondern außerhalb desselben ihren Ursprung hat, es müßte denn einer im hohen Alter an Entkräftung sterben. Zu den Krankheitsursachen, über die das Sikili Auskunft erteilen soll, gehört nun in erster Linie der Zorn der „Väter“, welche zur Strafe für irgend ein Vergehen die Krankheit über ein Glied ihrer Familie kommen lassen. In solchem Falle muß auf Anordnung des Sikili ein Ochse als Sühnopfer geschlachtet werden. Die Schuld, um deren willen die „Väter“ zürnen, kann mannigfacher Art sein. Einen Goldschmuck sein eigen zu nennen, selbst wenn man ihn nicht trägt, sein Haus zu groß zu bauen, größer, als die Vorfahren zu thun pflegten, zu schöne Kleider zu tragen — besonders europäische Beinkleider gelten als eine fürchterliche Verhöhnung der Vorfahren — eine Heirat zwischen nahen Verwandten oder einem Freigebornen und einer Sklavin, Blutschande, das Hinterlassen von Unrat an heiligen Stätten, geringschätziges Reden über Verstorbene, das Aussprechen der Namen, welche die letzteren bei Lebzeiten führten — den Ver-

storbenen werden neue Namen gegeben — überhaupt alle Nichtbeachtung dessen, was „Fäli“ (verboten) ist, gilt als Sünde, der die Strafe auf dem Fuße folgt. Hat sich jemand in der Familie einer solchen Verfehlung schuldig gemacht, so ist es die erste Verrichtung des Sikili, die Buße zu bestimmen, welche die Sündenschuld tilgen soll (Mangäla-fäli oder Mangäla-havða). Dem großen Unterschiede zwischen den verschiedenen Arten von Sünde entspricht natürlich auch eine entsprechende Klassifizierung der Strafe. Bei kleineren Vergehen wird das Blut aus dem Kamm eines Hahnes mit Wasser vermischt und auf die Schuldigen gesprengt; man nennt dieses Verfahren Isipendränd; in solchem Falle wird die Besprengung mit Blutwasser zu einem Reinigungsmittel, während sie sonst als ein Sinnbild des Segenspendens gilt; vermutlich fließen beide Bedeutungen hier zusammen, insofern das Blut das versöhnende, das Wasser aber das reinigende und segnende Element darstellt. Während der Besprengung werden Gebete und Segenswünsche dargebracht, worauf dann auch die Gegenstände besprengt werden, welche bei dem Fäli mit beteiligt gewesen sind.

In den seltensten Fällen gilt der Kranke selbst als der Übertreter; dagegen hat vielleicht ein Bruder, ein Kind, ein Verwandter, ein Freund oder sonst jemand sich so schlecht betragen, daß der alte Raza (Vorfahre) erbost ist und in seiner Erbitterung den Unschuldigen gepackt hat, um ihn womöglich zu töten. Ist die Sünde (Fäli) ernster Art, so bedarf es zur Sühne der Opferung eines Ochsen. Das Opfer wird den „Vätern“ dargebracht, mit der Bitte, nicht mehr darüber zu zürnen, daß die Ihrigen es versäumt hätten, ihnen zu gehorchen. Auch pflegt man einen Rest Branntwein auf der Lölo oder Tséke genannten Stätte auszugießen; es ist dies entweder der Platz, wo das Haus des Verstorbenen stand, oder sein Grab; auch dies soll zur Versöhnung und Reinigung von Sünden dienen. Der Sakalava nimmt an, daß der alte Trinker seine Freude am Branntweindunste hat und eine zarte Aufmerksamkeit darin sieht, wenn seine Kinder sich des Lieblingsgetränkes ihres „Vaters“ erinnern. Von andern Krankheitsursachen gilt als die schlimmste die Hexerei oder Zauberei (Vòrike). Man kann mit einem Zauberer in Verkehr stehen, ohne eine Ahnung von solch gefährlicher Persönlichkeit zu haben; es gehört eben keine besondere Kunst zum Zaubern; man muß nur die totbringende „Medizin“ haben, welche man bei dem Omäsi oder Ombiäsa zu kaufen bekommt. Das Sikili giebt darüber Auskunft, und es handelt sich dann nur darum, die „böse Medizin“ zu beseitigen, welche irgendwo innerhalb oder außerhalb der Wohnung des Kranken versteckt liegt. Es ist übrigens merkwürdig, was für unappetitliche Sachen zu Tage gefördert werden, wenn die Suche nach solchen Zaubermitteln beginnt. Gleichviel, ob man die „Medizin“ findet oder nicht, stets ist eine Opferhandlung nötig, um einen tödlichen Ausgang der Krankheit zu verhüten. Sehr selten äußert sich das Sikili dahin, daß die Krankheit von Gott selbst herrühre, und deshalb ihm allein zu opfern sei.

Wir gehen nun zur Kennzeichnung der oben genannten Ombiäsa über, Würdenträger, die an Bedeutung den Mpsikili nichts nachgeben. Letzterer bedarf übrigens bei der Ausübung seiner Kunst stets des Ombiäsa, während ein solcher ohne Beihilfe Wunderkuren vollbringt. Öfters ist die Würde eines Mpsikili und Ombiäsa in einer Person vereinigt; aber ein richtiger Ombiäsa befaßt sich nicht gern mit dem Sikili, sondern läßt, wenn es ihm um den Orakelspruch desselben zu thun ist, den Apparat durch einen Mpsikili befragen. Der Ombiäsa ist Arzt und Zauberer zugleich; er verschreibt verschiedene Arzneimittel zum inneren und äußeren Gebrauche, die natürlich erst durch sein Weihegebet wirksam werden; offenbar haben diese Ombiäsa, ebenso wie alte Sakalavafrauen, eine nicht unbedeutende Kenntnis von Pflanzen, welche bei einer ganzen Reihe von Krankheiten heilkräftig wirken. Da es sowohl gute als böse Ombiäsa giebt, so ist es interessant, den Kampf zu beobachten, welcher bisweilen zwischen beiden geführt wird. Wenn ein Ombiäsa zu einem Kranken gerufen wird, welcher nach der Aussage des Sikili und des Arztes durch die „böse Medizin“ eines anderen Ombiäsa verhext worden ist, so hat der erstere nun die Aufgabe, den Zauberer zu übertrumpfen, dessen Mittel die Krankheit herbeigeführt hat. Die Gegenmedizin muß homöopathischer Natur, also selbst eine Art Zaubermittel sein, um die Wirkung des andern zu nichte zu machen. Beide Mittel werden Mäsi (heilig, sehr wirksam) genannt, und man erweist ihnen große Ehrerbietung. Ein Ombiäsa kann je nach den Umständen gut oder böse sein, also Arzt und Zauberer in einer Person; nur ausnahmsweise nimmt er eine Zaubereihandlung vor, ohne von denjenigen, die ihren Feinden nach dem Leben trachten, dafür erworben und entsprechend bezahlt zu sein. Er weiht ein Stückchen Holz oder Horn, eine Topfscherbe oder etwas Ähnliches, indem er Gott anruft, seine Kraft in diese „Medizin“ (Vòrike, Zaubermittel) zu legen, damit der Feind dessen, welcher das Mittel erwirbt, sterben möge. Dann erteilt der Ombiäsa seinem Kunden nähere Weisung darüber, wie er die Medizin gebrauchen muß, wenn sie sicher wirken soll. Da die Sakalava sich sehr vor solchen „Vòrike“ fürchten, so sind sie stets auf ihrer Hut und forschen nach, ob sie von einer bösen „Medizin“ bedroht sind. Missionar Roestvig hatte einmal, als zwei Sakalava bei ihm arbeiteten, rechte Gelegenheit, mit diesem Volksaberglauben Bekanntschaft zu machen. Es handelte sich nämlich darum, die Pfosten unter der Missionarswohnung zu erneuern, und Roestvig war mit den beiden gerade unter seiner Schlafkammer beschäftigt, als der eine Sakalava aus der Erde eine Topfscherbe mit Kohlenstückchen und zusammengebundenen Lappen ans Tageslicht förderte. Ganz entsetzt sagte er zu Roestvig: „Du hast einen Feind, welcher dir nach dem Leben trachtet; sieh dich nach Hilfe um, sonst tötet dich diese Medizin,“ und fügte bekümmert hinzu: „Das ist „Vòrike tokòà“, tödliches Gift!“ Auf Roestvigs Zurechtweisung antwortete er: „Du hast keine Ahnung davon, was für erschrecklich böse Menschen die Sakalava sind; es wird dir schlimm ergehen.“ Einige Zeit danach

starb Missionar Bertelsen, welcher damals, als die „Medizin“ gefunden wurde, bei Roestvig gewohnt hatte. Sobald die Todesnachricht in Tulear eintraf — Bertelsen war in Morondava gestorben — fand sich jener befreundete Sakalava bei Roestvig ein und erinnerte ihn an seine Warnung vor dem gefährlichen Zauber- und mittel; nun wäre seine Voraussage eingetroffen. „Ja wie so denn“, erwiderte Roestvig, „ich denke, mir wollte man ans Leben?“ Da sprach der Sakalava: „Wenn sie deinen Freund getötet haben, so ist das ja ein Stück von dir selbst, was gestorben ist. Wir Sakalava wissen nicht, wen die Ombiäsa töten wollen; aber irgend jemand muß allemal sterben.“

Bei dem Bemühen des Sakalava, sich gegen alle Gefahren zu sichern, welche ihm von Lebenden oder Toten drohen könnten, kommt ihm der Ombiäsa mit seiner „kräftigen Medizin“ (Aöli) gerade recht. Diese Amulette sind sozusagen das Lebenselixir des Volkes; von ihrer Güte und Echtheit hängt alles ab. Die Sakalava haben den Glauben, daß Gott seine Kraft unbedeutenden Gegenständen mitteilen kann, wie sie ja auch in den Zaubermitteln nichts anderes als die Träger der tödlichen Macht sehen, welche der Zauberer dem großen Gotte abzulocken versteht. Die große Bedeutung der Amulette besteht nun darin, daß sie deren Besitzer vor Not und Gefahren, welche ihren Lebensweg sonst bedrohen, beschirmt; aber diese Mittel vermögen noch mehr; sie befördern Glück und Wohlergehen, sie machen den Armen reich, die Unfruchtbaren fruchtbar, den Geizigen mildthätig, den Widerwilligen bereit, auf seines Nächsten Wünsche einzugehen.

So giebt es z. B. ein Kriegsamulett, Aolin-defo (Spießmedizin) genannt, welches aus einer Hornspitze besteht, die mit übelriechenden, von einem Ombiäsa geweihten Fettstoffen angefüllt ist. Sind solche Hornstücke auf dem Rücken, den Armen, der Brust, dem Kopfe und an der Stirn des Kriegers angebracht, so ist er sicher, daß ihn weder Kugeln noch Speere mit tödlicher Wirkung treffen können; sie prallen oder gleiten an seinem Körper ab. Von frühester Kindheit an begleiten diese Amulette den Sakalava; ohne sie würde kein Kind wachsen und gedeihen. Vor allem gilt ein bestimmtes Stück Holz als sogenannte „Kindermedizin“, welche sich jede Mutter, noch bevor ihr Kind das Licht der Welt erblickt, verschafft. Sie trägt dieses Amulett Tag und Nacht an ihrem Leibe, bis das Kind gehen kann oder entwöhnt wird. In kleinen Perlenschnüren trägt man Holzstückchen, kleine Steine, Horn, Knöchelchen, in Lumpen eingewickelte Erdklümpchen am Halse, auf der Brust, der Stirn, an den Knöcheln und Handgelenken, alles kräftige Zaubermittel, die in den verschiedensten Beziehungen Glück und Vorteil verbürgen. Da giebt es z. B. ein Bettel-Amulett, dessen Besitzer getrost verlangt was er will, ohne zu befürchten, daß ihm jemand etwas abschlägt; auch für Liebes- und Heiratsmedizin ist gesorgt. Als die norwegischen Missionare im Sakalavalande ihre Zweifel an der Kraft der Zaubermittel äußerten, erregten ihre Worte bei den Eingeborenen nur ein mit-

leidiges Lächeln. Sollte einmal ein Mittel unwirksam bleiben, so hat der Sakalava alle möglichen Erklärungsgründe dafür, z. B. den einen, daß der Verkäufer der Medizin ein Betrüger gewesen sei.

Die Ombiäsa und Mpsikili sind wie jeder Sakalava Geschöpfe mit menschlichen Leidenschaften und Gebrechen, Bedürfnissen und Wünschen, welche sie in der Regel mit größerer Leichtigkeit als der gewöhnliche Mann befriedigen können. Doch verbreiten die umherwandernden Doktoren und Zauberer trotz alledem stets einen gewissen Glanz um sich, und das gewöhnliche Volk hat vor ihnen Achtung und Ehrfurcht wie vor Königen und Häuptlingen.

Man findet unter den Sakalava aber auch eine Art Asketen, Anakia genannt, welche eine fast übermenschliche Ehre genießen. Sie haben die Gabe und Macht, Wunder zu thun und die absonderlichsten Kunststücke, welche man nur erdenken kann, auszuführen, und zwar mit einem einzigen Worte, während die anderen weisen Männer und Zauberkünstler sich irgend eines sichtbaren Hilfsmittels bedienen müssen, um ihren Zweck zu erreichen. Der Anakia, als ein Mann des Friedens, trägt keine Waffen, selbst wenn er durch feindliches Sakalavagebiet wandert; freilich hat er seine besonderen Kennzeichen, an denen ihn jeder Sakalava von anderen zu unterscheiden weiß; er ist daher besser geschützt als seine bewaffneten Landsleute, und wo er sich nähert, raunt man sich scheu von Mund zu Mund: „Siehe, das ist ein Anakia!“ Denen, welche etwa die Frechheit haben sollten, seiner zu spotten, ist ein vorzeitiges Ende gewiß. Ein Anakia ist in jeder Beziehung enthaltsam; er nimmt kein Weib, genießt keine berauschenden Getränke, lügt, stiehlt und betrügt nicht; mit einem Wort, er führt einen sittlichen Lebenswandel; er hat die gründliche Kenntnis göttlicher Dinge und befaßt sich ausschließlich damit, das Volk über Gottes Willen zu belehren. Bisweilen treten die Anakia als gewaltige Bußprediger auf und verkünden allen denen das drohende Strafgericht, welche nach ihrem Dafürhalten von den Geboten des gütigen Gottes und der heiligen „Väter“ abgefallen sind. Es ist nicht verwunderlich, daß die Eingeborenen Vergleiche zwischen der Wirksamkeit der Anakia und der Missionare anstellen und letzteren bisweilen ebenfalls den Ehrennamen Anakia geben.

Wir gehen nun dazu über, eins der Opferfeste — Bilo — der Sakalava näher zu beschreiben. Auf Fremde, welche in die Mysterien des Festes nicht eingeweiht sind, macht das Ganze einfach den Eindruck eines Tanzvergnügens; in Wirklichkeit aber ist die ganze Feierlichkeit eine Art Heilungszeremonie, welche Mpsikili und Ombiäsa als probates Mittel angeordnet haben, um einem Kranken zu helfen. Wollen alle anderen Heilmittel nicht mehr anschlagen, so gebietet der Sakalava-Arzt den Angehörigen des Kranken, ein Bilo, oder genauer, ein Tanzbilo zu veranstalten; man gebraucht dafür auch das Wort „Sandrätse“ — Erhöhung — dessen Bedeutung wir nachher kennen lernen werden. Der Familienvater läßt da nun zunächst in der Nachbarschaft und weiteren Umgebung bekannt machen, daß an einem bestimmten Tage — die Wahl des Tages liegt

stets in der Hand des Arztes — ein Bilo auf dem und dem Platze abgehalten werden soll. An dem angegebenen Orte werden vier hohe Pfosten eingeschlagen, über welchen man eine aus Rohr zusammengefügte Plattform anbringt; eine aus Baumstämmen hergestellte Treppe führt zu derselben hinauf. Auf dieser erhöhten Plattform wird eine Matte ausgebreitet, welche den Namen Bilo führt, der dann auf die ganze Feierlichkeit übergegangen ist. Auf die Erde neben einen der Pfosten stellt man eine rohgeschnitzte Figur, welche „Zàna-Bilo“, das Kind des Bilo, genannt wird. Ist der Patient eine Frau, so stellt das Bild eine Mannesperson dar; handelt es sich um einen kranken Mann, so wird eine weibliche, schamlos wiedergegebene Figur aufgestellt. Die Bedeutung dieses Gebrauches ist schwer festzustellen, jedenfalls hat ihm früher in den Augen des Volkes ein tieferer Sinn innegeohnt als jetzt, wo diese Figuren bedeuten sollen, daß alsbald nach der Gesundung des Kranken Mann und Weib wieder miteinander Umgang pflegen werden. Einige Meter entfernt von dem Bilo ist auf Pfählen eine kleine mit Sand, Holz und einem Topfe bedeckte Tischplatte angebracht, welche als Opferaltar zu dienen hat.

Zur bestimmten Tageszeit und Stunde — gewöhnlich nachmittags 3 Uhr — versammelt sich eine festlich gekleidete Menge um den Bilo, und es zeigt sich bei dieser Gelegenheit, ob die Familie, welche die ganze nähere und weitere Nachbarschaft eingeladen hat, der allgemeinen Achtung sich erfreut; in diesem Falle strömt das Volk von allen Seiten herbei, um den Kranken und seine Angehörigen zu ehren. Bei solchen Gelegenheiten kommen oft große Menschenmassen zusammen, und es gewährt ein freundliches, buntfarbiges Bild, die Eingeborenen, mit ihren besten Kleidern und Schmucksachen angethan, in der Vorfreude des kommenden Gelages bei einander zu sehen. Die Frauen lassen sich im Kreise auf der einen Seite des Bilo, besonders auf der westlichen nieder, so daß sie mit dem Gesicht gen Osten schauen. Die Männer bilden einen Ring außerhalb der Frauen oder hocken in kleinen ungeordneten Haufen in weiterem Umkreise um den Bilo herum, welcher sich auf dem von der Festversammlung freigelassenen Platze erhebt. Die Frauen beginnen nun zunächst ihren einförmigen Gesang, um den Kranken aufzuheitern und zu erfreuen, welcher in der vordersten Reihe der Anwesenden Platz genommen hat; kann sich derselbe nicht selbst forthelfen, so müssen ihn andere unterstützen und tragen. Während des Gesanges, welcher sich innerhalb einer halben Oktave und immer in gleichmäßigem Takte bewegt, und dessen Text gewöhnlich der Kehorreim ist: „Ich bin krank, Mutter, Mutter, Mutter; krank bin ich, Mutter“, klatschen die Frauen in die Hände. Gleichzeitig wird innerhalb des Kreises der Festgäste beim Bilo ein lustiger Tanz aufgeführt. Da kann man alte, grauhaarige, abgelebte Weiber ihre kunstreichen Sprünge neben wackelnden Greisen, jungen Mädchen und Burschen machen sehen, welche sich alle einander in schmucker Haltung und zierlichen Bewegungen zu überbieten suchen; dann geht's im Marschschritt einher, unterbrochen von den grotesksten Sprüngen, deren

ein Sakalava fähig ist; dort läßt einer seine Lamba von den Schultern herabgleiten, und während er sie noch an den beiden obersten Zipfeln hält, stampfen die Füße wie Trommelschlägel den Sand und die lockere Erde, daß die Staubwolken lustig in die Höhe wirbeln. Und wie werfen nicht die Tänzer, während sie den Boden stampfen, die Augen nach allen Seiten, wie verdrehen sie nicht Kopf und Oberkörper nach vorn und hinten und nach beiden Seiten! Bei solcher Gelegenheit zeigt der Einzelne gern, daß er sich auf die Sache versteht, und wenn die Gäste abends heimkehren, werden die besten Tänzer wegen ihrer vortrefflichen Leistungen reich belobt. Während des Tanzes feuern einzelne Männer, welche zwischen den übrigen umherspringen, aus ihren Gewehren Schuß auf Schuß ab, und zwar mit Vorliebe unmittelbar unter dem Ohr eines jungen Mädchens oder einer alten Liebe, was dann immer donnerndes Gelächter und brausenden Jubel erregt, ja der Kranke sogar bekommt zur Stärkung eine Gewehrsalve vor seinen Ohren abgebrannt.

Während die Menge sich so mit Gesang und Tanz belustigt, wird eine Viehherde aus dem Walde herausgetrieben, bis sie dem Bilo ziemlich nahe kommt, und ein großer fetter Ochse von der Herde in den freien Platz um den Bilo hineingeführt. Der Opferpriester, welcher zugleich der Familienälteste ist, tritt hin zum Tiere und scheert von einem kleinen Fleck auf dem Kamme die Haare weg; dabei wird vorsichtigerweise ein wenig die Haut geritzt, daß etwas Blut heraustritt, welches mit darüber gegossenem Wasser abgewaschen und in einer untergehaltenen Schüssel aufgefangen wird. Das Tier läßt man danach wieder zur Herde zurückkehren. Während diese Abzapfung des Blutes vor sich geht, verrichtet der dienstthuende Priester ein Opfergebet zu den Vätern, in welchem dieselben um alles Mögliche gebeten werden. Die Hauptbitte zielt auf die Heilung des Kranken hin, und das Blut wird als Sühnemittel geltend gemacht, an welchem die Väter Freude und Wohlgefallen haben. Außerdem kann aber noch um andere Dinge gebeten werden, wie um Reichtum an Kindern, Vieh, Sklaven, Freunden, um Vermögen und Ansehen, um Hilfe und Schutz gegen Feinde, Zauberer, Krankheit und Tod. Während des Gebetes schlägt man fortwährend, aber leise mit einem Stecken oder einer Messerklinge auf die Lenden des Tieres, was wohl die Übertragung der Sünden von Seiten des Betenden auf das Tier bedeuten soll. Die Blutmischung in der Schale vertritt die Stelle des Weihwassers, welches mit der hohlen Hand ausgeschöpft und über die Versammelten gesprengt wird, wobei man gleichzeitig ruft: „Gottes Segen, Gottes Segen!“ Ist das Opfertier zur Herde zurückgekehrt, so werden ein oder mehrere Stück Vieh ohne weitere Zeremonien geschlachtet, und das Fleisch wird ringsum auf dem Sande ausgebreitet. Ein kleines Stück Fleisch wird auf dem Opferaltar unter wiederholtem Gebet verbrannt, wobei man annimmt, daß der aufsteigende Rauch dem Gotte des Himmels eine Freude bereite. Die Fleischstücke selbst werden unter Verwandte und Freunde verteilt, welche dieselben alsbald nach Hause in Sicherheit bringen;

man nimmt dabei keine Rücksicht auf die Kleider, sondern transportiert, je nach der Bequemlichkeit, das Fleisch auf dem Kopfe, der Schulter oder dem Arme. Hat dann zuguterletzt der Kranke ein Stückchen Fleisch gegessen, welches in einem irdenen Topfe auf der erhöhten Plattform gekocht wird — daher der Name des Festes „Sandrätse“ (nisandrätse = erhöhen) — so begiebt sich jeder Festteilnehmer mit dem befriedigten Gefühle heim, ein paar angenehme Stunden verlebt zu haben.

Die während des Bilofestes stattfindende Besprengung mit Blutwasser, welcher eine so große Wichtigkeit beigelegt wird, ist übrigens nicht nur auf derartige große Opferfeierlichkeiten beschränkt, sondern wird als Form der Segensspendung — mit Weglassung des Blutes, daher auch „Tsipindrano“, Wasserbesprengung, genannt — sehr oft vorgenommen. Wenn ein lieber Sohn oder Verwandter sich zu einer längeren Reise rüstet oder in den Krieg zieht, so nimmt der Vater oder ein älteres Glied der Familie diese Besprengung mit Wasser vor und betet zugleich, daß die Väter das Kind auf seiner Reise geleiten und ungefährdet wieder heimbringen möchten. Sobald im gewöhnlichen Leben eine Gefahr droht, schöpft man ein wenig Wasser in eine Schale, setzt sich damit neben den sogenannten „heiligen Pfahl“, welcher sich vor den Häusern der meisten Familienväter befindet, besprengt denselben mit dem Wasser und richtet ein Gebet an die Väter, wobei man von der Voraussetzung ausgeht, daß die Vorfahren aus Wohlgefallen an diesem Weiheakt alles Unglück abwenden. Die Pfähle oder „Tsèke“ sind gewöhnlich dem einen oder anderen Ahnherrn geweiht, und man nimmt an, daß beim Besprengen der betreffende Vorfahre sein Teil mit abbekommt. Missionar Roestvig hatte in Tulear Gelegenheit, die Bedeutung kennen zu lernen, welche die Sakalava einer solchen Zeremonie beimessen. Eines Morgens in der Frühe kam der in der Nähe der Missionsstation wohnende Häuptling eilends von seinem Felde zurück und teilte dem ihm begegnenden Roestvig mit, daß die Armee des Königs — es herrschte gerade Krieg im Lande — geschlagen sei, und daß er um seine mit in den Kampf gezogenen Söhne sehr besorgt sei. Kaum hatte er ausgesprochen, so bemächtigte er sich eines Wassergefäßes, setzte sich damit vor seinen heiligen Pfahl und betete, während er diesen besprengte, inbrünstig. Plötzlich wandte er sich Roestvig zu, der neben ihm Platz genommen hatte und den stillen Zuhörer machte, bespritzte ihn tüchtig mit Wasser, ehe derselbe wußte, wie ihm geschah, und betete dann weiter zu den Vätern, daß sein Freund Roestvig ebenfalls den Schrecknissen des Krieges glücklich entinnen möge. Zum Schluß bespritzte er Roestvig noch einmal derb mit dem Weihwasser, einen Segenswunsch hinzufügend, und sagte dann treuherzig: „Nicht wahr, es ist dir lieb, daß ich dich gesegnet habe?“

Es ist bemerkenswert, wie wenig fromm oder religiös ein Sakalava ist, solange ihn nichts bekümmert oder erschreckt. Man wäre fast versucht, ihn für einen ausgesprochenen Atheisten zu halten; aber dies würde ein großer Irrtum sein. Seinem gleichgiltigen Be-

nehmen liegt folgender Gedankengang zu Grunde. Ist ein Sakalava im Besitze einer bestimmten Anzahl Amulette, mit denen er seine Person, seine Kinder, sein Haus, seinen Viehstall, sein Boot und seinen sonstigen Besitz behängt, so fühlt er sich völlig sicher; denn es ist ja alles in schönster Ordnung, und er darf sich seines Lebens freuen. Unruhe und Sorgen betreffs dessen, was die Zukunft bringen könnte, ist nach der Meinung des Sakalava nur ein Mittel, sich selbst zu töten oder bei lebendigem Leibe zu sterben. Ja, in dem Gefühl völliger Sicherheit bedient sich der Sakalava gelegentlich wohl auch einer unehrerbietigen Sprache rücksichtlich der Väter, Gottes, des Todes und sonst eines heiligen Gegenstandes. Aber alle derartige Ausbrüche des Übermutes nehmen sofort ein Ende mit Schrecken, wenn er selbst oder einer seiner Angehörigen von Krankheit oder sonst einem Unfall betroffen wird. Da wird ihm dann mit einem Mal angst und bange. Hat der Sakalava zur Vorbereitung auf Krankheits- und Sterbefälle Vieh zusammengebracht, so wird nun damit nicht gespart. Alles, was das Sikili gebietet, wird zum Opfer gebracht, solange noch Hoffnung auf Erhaltung des Lebens ist. Ist aber der Tod eingetreten und hat allen Heilversuchen ein Ende gemacht, so nehmen die letzten Anstrengungen ihren Anfang, den Toten auf anständige Weise zur letzten Ruhestätte zu geleiten. Denn glänzende Begräbnisfeierlichkeiten sind einerseits eine Ehrensache für die Hinterbliebenen, andererseits eine Notwendigkeit, um den Toten zufrieden zu stellen, welcher solche Ehre beansprucht.

Sobald der Sterbende den letzten Seufzer ausgehaucht hat, stimmen alle Anwesende eine laute Klage an, welche bei einzelnen in gellendes Geschrei oder schauriges Stöhnen übergeht. An dieser Totenklage beteiligen sich alle, gleichviel, ob sie den Verstorbenen betrauern oder nicht, denn man drückt auf diese Weise den wirklichen Leidtragenden seine Teilnahme aus. Gewöhnlich finden sich bei solcher Gelegenheit eine Anzahl Weiber ein, die sich auf die Kunst verstehen, „trockne Thränen“ zu vergießen. Niemand versteht sich so meisterlich auf erbärmliches Klagegeheul wie sie, die Thränen rufen sie dadurch hervor, daß sie sich feinen Pfefferstaub in die Augen reiben oder einen nassen Lappen auf die Augen legen, bis die Wassertropfen über die thränenden Wangen nur so herabperlen. Während nun diese Totenklage von statten geht, beginnt ein Trupp junger Burschen Flintenschüsse abzufeuern, um der Nachbarschaft den Todesfall zu melden. Man darf nicht denken, daß diesem Schießen die Furcht vor bösen Geistern zu Grunde liegt, welche den Tod verursacht hätten und nun verjagt werden sollen, sondern die Gewehrsalven sollen in erster Linie eine Ehrenbezeugung für den Toten, und außerdem die offizielle Todesanzeige sein. Das den ganzen Tag anhaltende Schießen mit mehreren Gewehren beansprucht natürlich eine Menge Pulver, welches von den europäischen Kaufleuten an der Küste eingeführt und von eingeborenen Zwischenhändlern über das ganze Land vertrieben wird, hauptsächlich um dieses Ehrenschießen bei Todesfällen ausführen zu können.

In der Nähe des norwegischen Missionshauses in Tulear, nur 50 Schritte entfernt, steht eine heilige Tamarinde, wohin aus der ganzen Umgegend die Eingeborenen ihre Toten bringen, um dann einen ganzen Tag oder noch länger zu schreien, zu schießen und sonstigen Lärm zu vollführen. Das auf Pfählen 1 m über dem Boden stehende Missionshaus zitterte in seinen Fugen, wenn ganze Salven abgefeuert wurden, und der Missionar mußte, ganz abgesehen von anderen Unannehmlichkeiten, gar oft seine Nachtruhe zum Opfer bringen. Die Leiche wird auf eine aus Stangen zusammengefügte Bahre gelegt und letztere auf kurze, in die Erde gerammte Stützen gestellt. Das um die Bahre versammelte Gefolge von Leidtragenden läßt sich nun im Kreise auf dem Boden nieder, während einige Freunde des Verstorbenen unter Händeklatschen und Geheul die Bahre umtanzen; die übrigen stimmen einen Gesang an. Zwischen hinein hört man einmal mit Schießen und Tanzen auf und benutzt die Pause zum Weinen und Klagen. Die um die Bahre versammelten Verwandten und Freunde bringen nun dem Verstorbenen ihre Geschenke; dieselben bestehen aus ein paar Meter Zeug oder aus Steingut und Glaswaren, so daß sich um den Toten Fäßchen, Schalen, Teller, Gläser, Messer, Perlen u. s. w. aufhäufen. Für gewöhnlich vermeidet man es, mit dem Begräbnis ein Trinkgelag zu verbinden; nur in solchen Fällen geschieht es, wo der Verstorbene aus Altersschwäche „eingeschlafen“ ist; dann ist die Bestattung in den Augen der Sakalava ja ein Freudenfest und die Totenklage nur eine bloße Form. Ist dagegen ein Angehöriger in seinen besten Jahren gestorben, so redet man von einem unnatürlichen Tode, und es würde als großer Leichtsinns gelten, die Trauer durch ein Zechgelage zu stören.

Die Leiche wird in schöne Gewänder eingehüllt, und mit Perlen-schnüren, Armbändern und Silberthalern — letztere auf der Stirn — geschmückt, was darauf deutet, daß man dem Toten doch noch ein gewisses Leben beimißt. In manchen Teilen des Sakalavalandes gräbt man eine tiefe Gruft und mauert darin eine Art Grabkammer aus, in welcher der Tote beigesetzt wird. In Fiherenga dagegen setzt man die Leichen auf den Erdboden und häuft um und über dieselben Steinhäufen, woran man schon auf weite Entfernung die Grabstätten erkennen kann. Während die oben beschriebene Totenklage stattfindet, gehen eine Menge Männer fort, um Steine zur Familiengrabstätte herbeizuholen; da an manchen Orten Steine selten sind, so müssen dieselben oft meilenweit herbeigeschleppt werden. In einzelnen Familien herrscht die Sitte, die Leichen in einer Art Sarg beizusetzen; sonst benutzt man bisweilen auch zusammengeschnürte Bahren zu gleichem Zwecke und schichtet die Steine ringsherum so auf, daß eine Art Grabkammer entsteht. Die Särge werden aus einem Baumstamme hergestellt, den man zu diesem Behufe auf dem Begräbnisplatze bearbeitet und aushöhlt. Infolge der im Sakalavalande herrschenden starken Hitze lassen sich die Leichen nicht länger als höchstens einen Tag aufheben. Hatte der Verstorbene be-

sonderes Ansehen genossen, so trägt man vor dem eigentlichen Begräbnisakt die leere Bahre unter Gesang und Tanz in der Nachbarschaft herum; es soll dies eine Art Abschiedsvisite des Toten darstellen. Danach geht es im wildesten Durcheinander mit der Leiche im Dauerlauf nach der Familiengrabstätte, wo alle die oben genannten Geschenke innerhalb der Steinmauer rings um den Sarg oder die Bahre ausgebreitet werden; ist das geschehen, so mauert man die Gruft vollends zu.

Hierauf beginnt das Schlachten einer größeren oder kleineren Anzahl — je nach den Vermögensverhältnissen der Familie — Stück Vieh. Bei königlichen Begräbnissen müssen oft ganze Hekatomben das Leben lassen; aber auch bei dem Tode eines Häuptlings ist die Zahl der geschlachteten Ochsen und Kühe schon beträchtlich. Nachdem die Grabstätte unter Anrufung der Väter mit Ochsenblut besprengt worden ist, verteilt man das Fleisch unter die Gäste, welche gar oft infolge der anstrengenden Trauergebräuche, des Steineschleppens und Sargaushauens recht müde und hungrig geworden sind. — Die nächsten Anverwandten genießen indes von diesem Fleische nichts; es würde ihnen das abscheulich vorkommen, weil man an einen gewissen Zusammenhang zwischen dem Fleische und dem Toten glaubt. Ehe die Leidtragenden nach Hause zurückkehren, beseitigt man alles, was irgendwie an den Todesfall erinnern könnte. Sogar das Haus, in welchem der Betreffende starb, darf nicht stehen bleiben; entweder wird es in Flammen geschossen, oder man reißt es nieder und wirft die Trümmer in den nächsten Sumpf. Nur mit der Wohnung eines verstorbenen Königs oder Häuptlings wird eine Ausnahme gemacht, indem man dieselbe mit einem dichten Zaune einhegt. Ein auf diese Weise eingefriedigtes Haus gilt für heilig — *fäli* — und Jedermann hütet sich, durch Nähertreten dasselbe zu entweihen. Dieser eigentümlichen Sitte, die Wohnstätten der Verstorbenen abzubrechen, liegt auch der Gedanke zu Grunde, daß sich die Toten noch eine Weile an der Stätte ihres Hauses aufhalten und gleichsam obdachlos unter den Ihrigen umherirren, bis sie nach einiger Zeit sich entfernen und in ungestörter Ruhe irgendwo „jenseits“ leben. Ihre Namen werden auch ausgetilgt; denn sie sind *fäli* und dürfen von Freunden und Verwandten nicht mehr in den Mund genommen werden. Unter den Hova — dem herrschenden Stamme auf Madagaskar — war nur der Name der Könige *fäli*, welche deshalb von ihren Nachfolgern neue Namen erhielten. Unter den Sakalava geht man jedoch in dieser Beziehung viel weiter, indem alle Verstorbenen von den Hinterbliebenen mit neuen Namen bezeichnet werden. Während aber der Name gewöhnlicher Leute nach ihrem Tode bloß innerhalb ihres Geschlechtsverbandes *fäli* ist, wird der Name des Königs und der Glieder des königlichen Hauses für alle Unterthanen *fäli*. Da alle Eigennamen aus Worten der Umgangssprache zusammengesetzt sind, so werden stets nach dem Tode irgend eines Sakalava gewisse Worte in der Sakalavasprache unbrauchbar. Um die eintretende Lücke auszufüllen, werden immer neue Worte mit der Bedeutung des verpönten gebildet.

Ein Wort zu gebrauchen, welches für einen der Anwesenden fäli ist, gilt für abscheulich, und der Betreffende, welcher das ihm anstößige Wort mit anhören muß, geberdet sich wie toll über eine solche Rücksichtslosigkeit. Das Wort „Ràno“ (Wasser) z. B. ist in allen Malagasy-Dialekten gemeinsame Bezeichnung, aber doch darf es von vielen Familien des Sakalavalandes nicht gebraucht werden, weil irgend ein vornehmer Sakalava bei Lebzeiten einen mit Ràno zusammengesetzten Namen trug. Eine andere fürstliche Persönlichkeit hieß „Avàratse“ (Norden). Dies Wort wurde fäli für das ganze Land, und an die Stelle von Avàratse trat „Maroràno“ (wolkenüberschattetes, dunkles Wasser).

Außer sogenannten heiligen Stätten und Namen haben die Sakalava auch Tage und Zeiten, welche fäli oder „rati“ (böse) sind, und es hat sich im Laufe der Zeit ein förmliches System von Tagewählerei entwickelt, welches die Gemüter in steter Unruhe hält. Zunächst giebt es in jeder Woche ein oder zwei „böse Tage“, an denen sich der Sakalava innerhalb gewisser streng vorgeschriebener Grenzen zu verhalten hat. So ist z. B. der Sonntag für die meisten Sakalava ein solch schlimmer Tag, an dem sie weder auf dem Felde arbeiten, noch eine weitere Reise unternehmen dürfen. Auch würde es ein Sakalava für dummdreist halten, an solchem Tage einen Rechtshandel anhängig zu machen, da derselbe unfehlbar zu seinen Ungunsten entschieden würde. Das aber, was diese „bösen Tage“ so furchtbar macht, ist die Sitte, alle an solchen Tagen geborenen Kinder auszusetzen oder zu töten; denn — so urteilen die Sakalava — Gott will nicht, daß solche Kinder am Leben bleiben; dies giebt er dadurch zu erkennen, daß er sie an einem bösen Tage das Licht der Welt erblicken läßt. Die Eltern, welche auf solche Weise ihre Kinder opfern müssen, klagen nicht einmal darüber; „denn Gott hat dieselben ja hinweggenommen.“ Es herrscht eben die allgemeine Ansicht, daß ein an einem bösen Tage geborener Mensch, wenn er am Leben gelassen wird, entweder dem Wahnsinn verfällt oder sonstwie seinem Geschlechte Schimpf und Schande macht. Übrigens haben in den letzten Jahren nicht wenige Sakalavafamilien solche Kinder am Leben gelassen; man setzt dann die Kinder pro forma aus und überläßt es anderen, dieselben mit heimzunehmen und aufzuziehen; die Adoptiveltern treten völlig an die Stelle der rechten Eltern.

Der König und die Häuptlinge haben sehr viele Mühe damit, ihr gutes oder böses Geschick aus dem Stand der Sternbilder zu entziffern. Droht dem König eine böse Zukunft, so hält er sich so lange eingeschlossen, als die gefährliche Konstellation am Himmel sichtbar ist, und lebt wie ein Büsser; auch das Erscheinen eines Kometen gilt als ein schlechtes Zeichen für den Herrscher des Landes.

ZOBODAT - www.zobodat.at

Zoologisch-Botanische Datenbank/Zoological-Botanical Database

Digitale Literatur/Digital Literature

Zeitschrift/Journal: [Mitteilungen der Geographischen Gesellschaft für Thüringen zu Jena](#)

Jahr/Year: 1890

Band/Volume: [8](#)

Autor(en)/Author(s): Kurze G.

Artikel/Article: [Missionsgeographischer Teil 28-45](#)